

Fixigkeit zu, und als meine Elsässer verwundert nach den Gründen des Phänomens forschten, stellte sich heraus, daß ein Privileg der Steuerdirektoren aus der Zeit der Bourbonen bestand, demgemäß die Hundesteuer in ihre eigene Tasche floß. Die fleißigen elsässischen Schulkinder aber erwiesen sich bald als Meister darin, die französische Sprache, so, wie sie sie aussprachen, mit deutscher Orthographie zu Papier zu bringen.

Zwei, drei Jahre herrschte in allen Zunftstuben ein halb belustigtes, halb ergrimtes Schütteln des Kopfes. Allmählich jedoch fing diese verdammte direkte Methode an weh zu tun, Groß und Klein lief mit blauen Flecken herum, und –

III

JA, UND DA GAB ES EINEN KOMISCHEN HEILIGEN im Elsaß, den Maler Heinrich Ebel.

Ebel?

Ebel.

Das ist eine Geschichte für sich, und die will erzählt sein.

Kurz vor Kriegsausbruch schickte der Berliner Kunstbändler Paul Cassirer sich an, den Sonderling unter die Leute zu bringen. Dabei erging es dem Maler wie dem Eisaß. Im August 1918, die Elsässer schrieen noch nach

Anerkennung ihres Eigenlebens, was durch Gewährung einer vollen Autonomie geschehen sollte, wurden plötzlich die Fensterläden im ganzen Land von der deutschen Militärbehörde hermetisch geschlossen, und als sie wieder aufgingen, war alles französisch geworden und von Eigenleben keine Rede mehr. Die Bilder Ebels, die den Krieg in den Kellern Paul Cassirers, Viktoriastraße 35, verbracht hatten, kamen ins Elsaß zurück, und nun, sagten wir uns, konnte es lange dauern, bis die Welt von Heinrich Ebel erfuhr.

Als der Maler fünfundsiebenzig Jahre alt wurde, beschloßen wir, ihn auf eigene Faust zu feiern, und diese Feier enthüllte sich im Verlaufe der Nacht als etwas, woran niemand vorher gedacht hatte. Sie nahm, zum allgemeinen Erstaunen, gewissermaßen revolutionäre Formen an. Im Umsehn wurde aus der weitläufigen Scheune, in der die Feier stattfand, etwas wie ein elsässischer Nationalkonvent.

Davon merkte der Gefeierte selbst nur soviel, daß die Herrschaften aus der Stadt in Ermangelung phrygischer Mützen rote Köpfe hißten und jemand eine Rede hielt, die in Stürmen von Beifall dahinsegelte, und dies, obwohl der Name Heinrich Ebels immer seltener darin vorkam, sodaß der Greis den Faden verlor und einschliefl.

Der Ebel war ein Mann mit einem Kindergesicht und einem großen weißen Bart. In Sprache und Gelaben

konnte man sich schwerlich einen echteren Elsässer vorstellen. Trotzdem war er nicht im Lande geboren, sondern in der benachbarten Pfalz. Erst als Sechzehnjähriger kam er zu uns herüber, um seinem bereits hier ansässigen älteren Bruder zu helfen. Der Bruder wirkte als »Kirchenmaler« in Fegersheim. Fortan betrieben sie das Geschäft gemeinsam. Zuerst strich die gut eingeführte Firma die Kirchen nur von außen an, darauf, als Heinrich in München die Kunstgewerbeschule besucht hatte, drang sie auch ins Innere vor, und zwar arbeitete Heinrich sowohl in Öl wie al fresco.

Wenn Ebel auf seine Münchener Zeit zu sprechen kam, riß er die Augen auf. Ja, München!... Die alte Pinakothek!... Kurz gesagt: was Heinrich da zu Gesicht bekam, das konnte freilich heutzutage keiner mehr nachmachen. Davor konnte man nur Angst kriegen. Da konnte man stundenlang im Halbkreis um ein Bild herumgehn, das eine herrliche Vision und eben nicht von dieser Welt war, und halt stehn und standhalten, bis man das Fürchten verlernt und sich vergessen und in ein Jenseits verflüchtigt hatte. Endlich kehrte man, nach Ablauf der Lehrzeit, mit einem Haufen photographischer Aufnahmen nach Fegersheim zurück.

»Siehst du,« sprach Heinrich zum älteren Bruder, nachdem dieser das Abgangszeugnis der Kunstgewerbe-

schule geprüft hatte, »so han de Lütt früher g'molt. Meinsch, mer könnt' es ach versuche?« und dabei zeigte er die Reproduktionen des Verlages Bruckmann vor.

Dies war also der Tag, an dem die Brüder Ebel beschlossen, von jetzt an die Kirchen auch innen auszumalen, den Altar und die Wände und in jederlei Technik. Natürlich blieb der Bruder, der nicht auf der Hohen Schule gewesen war, mit den Gesellen an der Außenwand, wo es Licht und frische Luft, vier Mahlzeiten am Tag und einen festen Tarif gab, während Heinrich im Innern sein Glück versuchte, ahnungslos, wieviel klingender Lohn aus der Arbeit herauspränge. Alles in allem stellte er sich nicht besser, als wenn er nur außen angestrichen hätte. Von fünfzig Jahren seines Lebens verbrachte er täglich zehn, zwölf Stunden im dumpfen oder eisigen, lichtarmen Innern von Dorfkirchen, schlotternd bemüht, die Heiligen an die Wand zu zaubern, so, wie die Leute sie früher gemalt hatten.

An Sonn- und Feiertagen jedoch ging er los und malte einfach ab, was er sah: Landschaft, Porträt, Interieur, modellierte gelegentlich auch in Gips, und wenn das Bild fertig war und für den Käufer bereit stand, rechnete der brave Arbeitsmann den Preis gewissenhaft nach der Stundenzahl aus, die er auf die Herstellung verwandt hatte, sodaß der Kundige nach dem Preis des

Bildes die Entfernung zwischen Motiv und Ebels Haus in Fegersheim aufs genaueste bestimmen konnte. Ähnlich hatten es wohl auch die »Leute von früher« gemacht. Er war selbst so einer von früher, ein frommes, christkatholisches Gemüt, den Gott heimsuchte im Guten und im Schlimmen.

Bei Fegersheim gibt es einen schütterten Wald, den die wohlhabenden Tabak- und Krautbauern haben stehn lassen, dem großen Pan zulieb und wegen des Anfeuerholzes für den Winter. Wenn Heinrich Ebel mit dem Wochenlohn Samstagnachts durch das Wäldchen heimkam, sah er Räuber und Mörder. Sie raschelten im Unterholz, ihre Dolche blinkten, die Finsternis selbst hatte böse Zigeuneraugen. Das viele, viele Geld in seinem Sack drückte ihm das Herz ab und machte gleichzeitig den Wald rasend vor Neid. Einmal war es besonders schlimm, da hätte keine Macht der Welt ihn geschützt, wäre nicht die verstorbene Mutter in himmlischem Licht erschienen und hätte die Bösewichte vertrieben.

Dieses Bild mit der Mutter hinter ihm, vor der die Räuber am Wegrand sich wie geblendete Tiere ducken und in Nacht vergehn, das hat er gemalt. Er zeigt es nur Freunden. Es ist unverkäuflich, wie auch jene Bleistiftzeichnung von der Mutter auf dem Totenbett unverkäuflich war, die Holbein geliebt hätte, und die sich im Besitz des Berliner Malers Orlik befindet.

Wissen Sie, Orlik, wie es kam, daß der Meister die Zeichnung dennoch losließ? Er schwitzte unter dem strengen Auge des Herrn Pfarrers in einer Dorfkirche, als er vom Angebot Paul Cassirers, der Ihnen die Zeichnung verkaufen wollte, telegrafisch übermannt wurde. Darüber, daß ein berühmter Maler in Berlin Wesens von ihm machte und gar mit Geld herausrückte, verlor er die Sprache und die Möglichkeit des Widerspruches. Als er sich gefaßt hatte und gegen den Verkauf protestieren wollte, war Krieg.

—

Beiläufig habe ich es schon erwähnt, aber ich muß es jetzt deutlich machen: Heinrich Ebel wohnte in Fegersheim. Und Fegersheim, Hauptdorf, Kapitale der Straßburger Ebene, ist die Welt.

Er bewohnte Fegersheim, das Dorf gehörte ihm und die Ebene darum bis an den Horizont, wo über den Vogesen die Sonne untergeht. Rings um das Dorf hat er jahrzehntelang das Handwägelchen mit dem Malzeug herumgezogen, durch die Tabak- und Rübenfelder, durchs Korn, bei gutem Wetter, versteht sich, und ohne sich zu weit vom schützenden Dach zu entfernen und nur in der freundlichen Jahreszeit. Winterlandschaften sind bei ihm selten. Ich habe nur zwei gesehn.

Warum hätte er sich auch mit Winterlandschaften ab-

geben sollen! Winters hockt man in der warmen Stube, und die Lampe zaubert soviel Farbenwunder, wie ein Kind und Maler sich nur wünschen kann. Noch immer ist Sonne! Nicht mehr die Sommersonne, wie sie als tolles Gestirn die weite, von Feuchtigkeit zitternde Ebene sich unterworfen hält. Nah ist sie jetzt, ganz nah und handlich wie ein Spielzeug und unerschöpflich als Schein von Lampe und Kerze, in die offenen Hände kann man sie nehmen und vor die Augen halten und sich sattsehn, ohne Gefahr, blind zu werden. Meister Ebel, in seiner Art ein Dichter und auch ein Philosoph, wäre nicht weiter erstaunt gewesen, wenn jemand ihm gesagt hätte, seine Fegersheimer Petroleumlampe und die bunt umstrahlte Kerze seien mehr als nur ein malerischer Vorwurf, nämlich ein Symbol und das heilige Gefäß, worin er die Gottheit verehere, wenn der Winter die Herrlichkeit der Welt mit Grauen und Dunkelheit zudecke. Hielt nicht auch das Zimmer, worin er malte (und er malte ja nur, was er um sich sah), bei der Andacht mit, die beschatteten Wesen, die stopften und strickten, die Möbel, die Balken und Bretter und die Katze am Ofen? Alles war abgründig still und schien zu beten.

Es war das Licht, das Licht, das den Ebel unablässig entzückte, die gewaltige Sonne und ihr milder Bruder, der Mond, wie sie gemeinsam das Leben der Erde verwalten, das herrische, das ernährende Feuer in allen

Formen, bis zur brennenden Kerze auf dem Nachttisch. An der Staffelei malte er weder den lieben Gott noch die Heiligen. Er malte ihr Leuchten.

So kam es, daß Fegersheim sich als ein wahrhaftes Jerusalem und Königreich erwies, das im Schutz seiner Gärten und Felder alles einschloß, was Ebels Herz je zu fühlen, sein Auge zu sehn vermochte:

*Trinkt, ihr Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt.*

Hier stürzte der goldene Überfluß vom Himmel, hier auf diesen Feldern lag er aufgetürmt, als ein Ewiges Licht leuchtete er in den Stuben, hier in Fegersheim und nirgendwo anders. Soweit hatte Meister Ebel es mit Fegersheim gebracht.

Der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehn, daß es noch einen zweiten Mann gab, der Fegersheim mit ähnlicher Inbrunst, wenn auch ohne künstlerische Mittel in den Himmel hob: meinen verehrten Lehrer, den Domkapitular Ehrhardt. Von ihm, einem Fegersheimer Kind, habe ich zuerst den Namen des Dorfes gehört, und er sprach davon wie von einem Wunder. In den Flegeljahren neigt man zu Zweifel und Spott, zumal wenn man die erstaunliche Kunde vernimmt, irgend ein Dorf, wo man nicht einmal selbst geboren, sei eigentlich der Mittelpunkt der Welt und feierlicher Wallfahrten wert. Heute sehe ich ein, daß unser Lehrer

als Homer Fegersheims uns frühzeitig den rechten Weg wies.

Sind wir nicht alle hingewandert, Katholiken, Protestanten und Juden — alle nach Fegersheim? Straßburg mag die Hauptstadt des Landes sein, aber in der Ebene, die ihren Namen trägt, sieht man sie viel zu undeutlich, man erkennt eigentlich nur das Münster. Straßburg mit seinen Häusern, Kanälen und asphaltierten Straßen liegt gleichsam überwuchert von dem Glanz und der Fruchtbarkeit der Ebene. Das Land hinter den Wällen wirkt wie ein Dschungel, und für die Landbewohner wirkt die Stadt wie eine Höhle. In Fegersheim dagegen reicht die Ebene klar und übersichtlich bis auf die Gassen, in jeden Hof. Die Kühe finden allein zu ihren Ställen. Von den Stallfenstern sieht man das Land bis zu den Vogesen. Deutlich wandern darüber Sonne und Sterne... Das ist ein Unterschied!

Am 3. Juli 1924 haben wir Fegersheim zu seinem großen Maler beglückwünscht und ihn selbst und sein Liehtreich gefeiert, worin er fromm, gesund und munter sein Jubelfest beging.

Ganz Fegersheim war auf den Beinen, Bürgermeister und Gemeinderat voran. Die Pompiermusik schmettelte. Ein sehr männlicher Gesangverein schmolz in

einem Lied, schmolz, bis er nur noch der Seufzer einer Jungfrau war, aber der folgende Fackelzug machte ihm wieder Beine und lockte die Mädels in Schwärmen ans Licht. Die Hauptstraße, die bisher »Rue de la Paix« geheißen hatte, wurde unter deutschen Segenssprüchen in »Rue Henri Ebel« umgetauft. Jetzt erst war sie die Friedensstraße geworden!

Der echte Elsässer aus der Pfalz stand am Fuße der Leiter und schaute glücklich zu, wie die schöne, neue Tafel mit seinem Namen am Eckhaus befestigt wurde. Fanfaren bliesen. Die Künstler tanzten mit den Mädels, die wimmelten wie Pilze nach dem Gewitter – Straßen lang, Plätze voll.

Und als dann alle wieder in der festlichen Scheune versammelt waren, da geschah es, da stieg sie, die vorhin erwähnte Rede – gerade hatte eine Pariserin dem Meister einen gewaltigen Rosenstrauß überreicht und ihn, wie damals landesüblich, im Namen Frankreichs auf beide Backen geküßt. Es war, wie gesagt, im Sommer 1924, kurz nach den Wahlen, die Poincaré und seinen »Bloc national« beseitigt und Frankreich eine Linksregierung verschafft hatte. Im Elsaß wagte man kaum, deutsch zu reden. Kaum daß man anfang, der nationalistischen Legende mit einigen Brocken elsässischer Wahrheit entgegenzutreten und von dem zu sprechen, was früher gewesen, als zwar die Deutschen noch im Lande standen, die Elsäßer

aber auch schon da waren, und zwar sichtbarer, mit freieren Ellenbogen – von jener Zeit, da ein eigenes elsässisches Leben sich zu rühren begann auf allen Gebieten, ja, von jener »bedeutungsvollen und unvergeßlichen Zeit« kündete auf einmal die Rede, eine Rede im Dialekt, trotzig, zuversichtlich, gut gelaunt, und in die Rede hinein schrie der erste Hahn.

Köpfe, die sich widerwillig geduckt hielten, begannen zu federn. Ein Leuchten wischte die Tische entlang über die gespannt hergewandten Gesichter. Vielen schien es, als erwachten sie aus einer Betäubung. Manche zitterten, weil nach dem dumpfen Druck der letzten Jahre die lang erwartete Botschaft: »Bleibt die, die ihr gewesen, seid treu!« als ein wahrer Morgenruf erklang. Auf einmal war die elsässische Wurzel wieder am Ausschlagen.

Als der schlummernde Meister von einem Lärm erwachte, der nichts andres war als Beifall, der dem Redner dankte, sah er voll Erstaunen alle Gäste auf den Beinen stehn und rufen und klatschen. Taumelnd erhob er sich vom Stuhl und ging in eine tiefe Verbeugung. Da wandten sich die Klatschenden vom Redner zu ihm, der ein lebendiges Zeugnis für die Wahrheit jener Botschaft war, die er nicht gehört hatte, deren Dringlichkeit er wahrscheinlich auch gar nicht empfunden hätte, so sehr war sie eins mit seinem Leben, und die Feier kam wieder in Ordnung.

Gegen Morgen führen die Autos nach Straßburg zurück.

In der neuen »Rue Henri Ebel« überholten wir den Meister, wie er, in Gehrock und Zylinder, den Rosenstrauß der Pariserin steif in der Hand, einsam die leere Dorfstraße entlang nach Hause schritt.

Was an diesem Abend politisch war, drang über den Kreis der Teilnehmer nicht hinaus. Manche, die vergessen wollten, vergaßen schnell.

Einigen jedoch war etwas klar geworden, und sie prägten es sich ein. Wir Elsässer, sagten sie sich, sollen die letzten sein, denen man erlaubt, unbehindert deutschen Geistesboden zu begehen. Von allen Völkern Europas sind die Franzosen dasjenige, das sich am schwersten assimiliert. Unsere alte, in Jahrhunderten erprobte, wirklich erstaunliche Kraft, uns die eingewanderten Fremden anzugleichen, hat, von geringen Ausnahmen abgesehen, dem Franzosen gegenüber immer versagt und wird auch weiterhin versagen. Umsomehr wird der Franzose sich anstrengen, uns zu assimilieren, das heißt nichts anderes, als unsere Eigenart zu vernichten. Er sprach gleich von einer Generation, die geopfert werden müsse, heute spricht er von zwei oder drei solcher Generationen, und seine Rede strotzt von jener Zuversicht, die keineswegs auf dem Genius der Nation, sondern auf dem Eifer der Polizisten und Propagandisten beruht.

Wir sollen die letzten sein, weil der Franzose im Elsaß ein kulturelles Glacis erhalten will, auch, wenn es einmal kein militärisches mehr ist. Französische Politiker, Gelehrte, Künstler dürfen sich erlauben, Beweise ihrer völkerversöhnenden, ja ausgesprochen deutschfreundlichen Gesinnungen zu geben, die man den Elsässern, am liebsten unter Androhung von schweren Strafen, verbieten möchte. Politiker wie Painlevé, Herriot und die jüngeren Radikalsozialisten ohne Ausnahme (von den Sozialisten nicht zu sprechen) suchen ehrlich eine Verständigung mit Deutschland, nicht wenige ein Bündnis. Die Elsässer sollen davon ausgeschlossen sein.

Wir Elsässer werden die echten »guten« Franzosen spielen müssen, wenn es sonst in Frankreich vielleicht gar keine mehr gibt. Wir sollen — sollen wir wirklich die letzten sein? Ich denke nicht daran! Ich für meine Person gehe mit der französischen Elite einem geeinigten Europa entgegen, dessen Herzstück der Deutsch-Französische Bund sein muß und sein wird. En avant! Uns voran schreiten Genies wie Victor Hugo und Jean Jaurès. Sie sind nicht einmal in der Verbannung gestorben. Sie ruhen im Panthéon, das die Inschrift trägt: »Aux grands hommes la Patrie reconnaissante.« So will ich denn wie ein kleiner elsässischer Meßbub hinter ihnen herlaufen und von Zeit zu Zeit ein wenig die Klingel rühren. Hier wächst lieblicher Wein auf sonnegesegneten Hügeln... Und morgen ist auch noch ein Tag.

Die Welt, scheint mir, entwickelt sich nämlich ganz und gar nicht, wie der französische Propagandadienst im Elsaß es haben will.

Dies ungefähr war es, was einigen der Festteilnehmer klar geworden war, und sie vergaßen es nicht.

IV

WIR WAREN BEI DEN BLAUEN FLECKEN stehn geblieben, die meine Elsässer von der direkten Methode bekamen. Als die Burschen, von Camille Dahlet, dem heutigen Abgeordneten von Zabern, auf den Trab gebracht, endlich den Mut fanden, sich gegenseitig ihre Qual- und Schandmale zu zeigen, kam auch bald der Tag, da auf die Tische der Zunftstuben Fäuste zu regnen begannen. Das Ausschlagen der elsässischen Wurzel wurde zu einem wahren Parade- und Spektakelstück.

Nun war ja nicht alles veraltet in Frankreich, die Gesetze über die Laienschulen zum Beispiel waren verhältnismäßig frisch. Warum sie den Elsässern vorenthalten? Gehörten sie nicht in ihrer Weise ebenso zur direkten Methode wie die französische Unterrichtssprache? Die religionslose Schule ist die amtliche Schule der Republik und diese Republik eine einzige und unteilbare in jeglichem Sinne, sie reicht von den